

Die Feuerherde

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 32

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

welche das junge Geschlecht die seinen nennt, wurden ihm die Preise zuerkannt.

Sein Werk ist ein Schweizer Spiegel, aber es ist noch mehr. Es geht Böhgart, wie Gottfried Keller einmal so



Jakob Böhgart.

bedeutsam von sich sagte: „Man schreibt im eigenen Lande und aus demselben hinaus; aber wenn etwas daran sein soll, so muß es immer noch für andere geschrieben sein. Dann kehrt es mit guter Beglaubigung an den Ursprungsort zurück.“ Wohl ist es auf heimatlichem Boden erwachsen, aber die Fragen, die Böhgart berührt, sind die Fragen der Zeit. Überall gleich schwer empfunden, überall von gleicher Sehnsucht nach Lösung getragen.

Böhgart's Grundgefühl für sein dichterisches Schaffen und Nachleben ist Mitleid. Nachgestalten kann ja nur, wer nachempfindet. — Um so höher ist es anzurechnen, daß der Sechzigjährige den jungen Reinhart Stapfer in den Mittelpunkt seines Romanes stellt und ihn klarwerden läßt, was die Seele der Jugend und der Zeit bedrückt und beschwert.

Weltverbesserer aus der Verneinung der Wirklichkeit könnte man den jungen Stapfer nennen. Aber damit ist nur ein geringer Ausschnitt gegeben: Auf die Verwicklungen seines Gefühlsleben, seines Denkens kommt es an, aus denen er, wie so viele seiner heutigen Jugendgenossen, sich nicht herausfindet. Der Sohn eines Großindustriellen und Wirtschaftspolitikers, der alles — Wollen und Denken, Liebes- und Lebensgefühl, Mitmenschen und Familie — vor seinen Ehrgeiz und sein Machtstreben spannt; aber auch der Enkel des Goltstorfes, jener Menschen, die noch nahe der Erde und in ihren Instinkten sicher geblieben sind für das, was man tut, weil es selbstverständlich ist, und für das, was man nicht tut, weil es ebenso selbstverständlich ist.

Trotz schwerster Enttäuschung verzichtet der junge Kämpfer auf Rettung und Lösung außerhalb der Wirklichkeit, so schmeichelnd-zart und lockend sie sich ihm in Enzio Kraus, dem indischen Einsamkeits-Philosophen und seiner wie Lotusblüten zarten Tochter auch bietet. Stapfer will Lösung innerhalb der Lebenswirklichkeit. Mit dem ganzen Ernst des Mannes steht Böhgart hinter diesem Problem. Lösung bringen kann nur das Mitverantwortlichkeitsgefühl, das aus dem Erkennen der Zusammenhänge erwächst. Für die Verhältnisse ist niemand verantwortlich zu machen, der in sie hineingeboren ist — verantwortlich aber ist der Mensch, der zu bequem ist, seinem Erkenntnistrieb zu folgen, der so

schwach ist, daß er andere dunkle Triebe wuchern und überwuchern läßt. Denn erkennen kann der Mensch, wenn er will, und sei es auch nur die eigene Schwachheit und Unzulänglichkeit. Diese Erkenntnis läßt duldsam sein — gegen andere, die fehlen, weil auch sie schwach sind.

Duldsamkeit, Güte und unermüdeliches Schaffen an sich und anderen, liegen auf dem Wege dieser Erkenntnis. Der junge Stapfer kann das Ziel nicht erreichen: Jugend ist zu ungeduldig, kann nicht warten, bis der kleine Kern sich entwickelnd zum sturmtrogenden Baume auswächst. Aber Böhgart hat auch kein Idealbild schaffen wollen, doch hat er eine Quelle offengelegt, aus der Gesundung kommen kann: das ist das Verwachsensein des Menschen mit der großen Natur. Wenn die Natur heilig ist, der rettet seine Seele, denn auch sie gehört in den großen Umkreis mit hinein, den die Natur zieht. Und Reinhart Stapfer ist ja der Enkel des Goltstorfes, jener Menschen, die der Natur nahesteht, für die eigene Natur und Annatur in eines aufgehen. Das ist keine eigentliche Weltanschauung, aber es ist ein Weltgefühl, eine Quelle, aus der die Kräfte der Menschlichkeit, der Sittlichkeit, der Größe und Tiefe des Mitempfindens quellen und fließen.

Wer bis zu ihnen vordringt, den bändigt das uns allen Gemeinsame nicht mehr. Böhgart hat dieses Ziel gewiesen; möchte es dem Sechzigjährigen vergönnt sein, es zu Ende zu gestalten.

Dr. C. B.

Die Feuerherde.

Eine Woche lang glaubte man, daß die Entwicklung in Italien zum Bürgerkrieg, zur jähen Rechts- oder Links-schwankung und damit zur Aenderung der bisherigen europäischen Konstellation führen müsse. Nun ist die Krise beschworen. Facta ist wieder gekommen, Giolitti's Mann. Mit einer veröhnlichen Geste machte sich das Kabinett Mussolini genehm; es nahm den rechts-gerichteten Taddei als Innenminister auf. Facta bewog die Sozialisten zum Abbruch des Generalstreiks, die Fascisten zum Verzicht auf die Städtebesetzung, unter fortwährendem mörderischem Kleinkrieg gegen die Kommunisten behalten die fascistischen Scharen ihre Waffen, und das alte Elend bleibt; die Entwicklung stockt, Italien wirft sein Wort vorderhand noch nicht in die Wagschale der Vernunft.

Die verschiedenen Feuerherde indessen brennen unablässig fort, und in der letzten Zeit schien der eine, der orientalische, sich in plötzlicher Explosion entladen zu wollen. Griechenland, das die Kosten der Mobilisation nicht mehr erträgt, ersuchte die Alliierten um die Erlaubnis, Konstantinopel besetzen zu dürfen. 20,000 Mann stehen vor der Tschataldschalinie den Engländern und den Franzosen gegenüber, dies im gleichen Moment, wo die Kemalisten von Osten her gegen den Bosphorus vorzurücken drohen und die staunende Welt vernimmt, daß zwischen Moskau und Angora der drahtlose Verkehr hergestellt worden sei. Lloyd George wirft Kemal Pascha die Schuld am Scheitern des Friedensversuchs vor; in einer Unterhausrede legt er die jehigen Bemühungen der Entente um die Erhaltung des Friedens dar und begründet das Veto von Paris und London gegen die griechische Befehlsaktion. Man kann mit Recht annehmen, daß an diesem Konflikt der englisch-französische Block nicht scheitern wird; England ist durchaus Willens, Paris nachzugeben und die Griechen um seiner Muselmänner willen, die Frankreich unablässig verhehrt, zu opfern; es empfiehlt die Räumung Smyrnas in der Voraussetzung, daß damit die Friedensbereitschaft der Kemalisten zu gewinnen wäre, und merkt nicht, wie die Begehrlichkeit der siegreichen Verbündeten Frankreichs und — Moskaus mit jedem Zugeständnis wächst. Europa wird verraten, und die englische öffentliche Meinung läßt den Verrat immer noch geschehen.

Aber vielleicht drängen die Dinge auf andern Punkten zu rascherem Handeln und zur Selbstbesinnung Englands. Ist es nicht, als ob die versteckten Widerstände gerade im gegenwärtigen Augenblicke sich auf die Möglichkeiten des Erfolges befänden? Die Bulgaren erklären, ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen zu können und nehmen mit Vorbedacht die Sanktionen, die auch ihnen drohen, in ihre Rechnung auf. Ungarn, Oesterreich und Jugoslawien geben mit verzweifeltsten Versuchen zur Stabilisierung ihrer Währungen zu verstehen, daß die wirtschaftliche Situation unerträglich wird und zu irgendwelchem Handeln drängt. Wie eine Ahnung eines kommenden Gewitters fährt es über die östlichen Nachbarn Deutschlands; sie geraten in Unruhe.

Gleich dem Donnerrollen aber hört die Welt die Kunde vom raschen Fallen der Mark. In Deutschland bereiten sich Entscheidungen vor, die unmittelbaren Explosionen in der Levante und an der Donau rufen könnten. Bei dem jähen Aufklaren aber mühten sich die englisch-französischen Gegensätze unmittelbar entladen, und die Entente könnte die Probe nicht mehr bestehen. Vielleicht hielte sie, solange bloß das deutsche Problem auf der Wage stünde; in Verbindung mit den Gegensätzen in der Levante aber würde die Belastung zu schwer werden.

Poincaré hat in einem Ultimatum bis zum 5. August von Berlin die Fortsetzung der Ausgleichs- und Reparationszahlungen gefordert; bei Nichtzustimmung werden automatisch die Sanktionen beginnen. Berlin antwortet mit Nein, weist darauf hin, wie die bloße Drohung Poincarés die Mark von 2 französischen Rappen auf 1,2 Rappen gestürzt habe, weist nach, daß Deutschland nie prinzipiell die Zahlung verweigert habe, macht aufmerksam, daß der Termin der Zahlung erst auf den 15. August falle und daß aus beiden Gründen keine rechtliche Grundlage für Sanktionen bestehe. Außerdem müßte mit den andern Alliierten über das Vorgehen beraten werden.

Zu ebensolcher Beratung begibt sich Poincaré bei Beginn der Sanktionen nach London, und die Engländer werden unter doppeltem Druck über ihr Verhalten zu entscheiden haben. Paris drückt auf die eine Seite: 15 sich steigende Sanktionen sollen nicht nur die Deutschen müde machen und den Franzosen deutsche Realgüter in die Hände spielen, sondern vor allem England zum Erlaß seiner Schuldsforderungen gegenüber Frankreich zwingen. Berlin drückt die andere Last: Hilferuf, Markfall, Hinweis auf den englischen Handel, Hinweis auf die deutsche Monarchistengefahr, Hinweis auf das Prestige des britischen Reiches — was tut London? Balfour hat mit einer mißgünstig aufgenommenen Note Amerika auf den Verzichtstandpunkt bringen wollen. Wenn Amerika nicht vorangeht, kann England es tun? Poincaré kennt die Klemme seines Verbündeten; mit voller Absicht läßt er die Sanktionen drohen oder wirken.

Alein, wenn England auch zum Schuldenverzicht kommt, Frankreich infolgedessen auf den größten Teil der Reparationszahlungen verzichten kann, ist die Transaktion noch möglich und kann sie ihre heilsame Wirkung noch ausüben? Oder ist es dafür zu spät? Die Mark geht dem Abgrund zu; in einem Jahr hat sie zwei Drittel ihres Wertes verloren, den sie noch im Frühjahr 1921 besaß, und schon damals war die Frage akut, ob eine Reduktion der Lasten helfen könne, oder sogar eine Annullierung. Umso brennender wird die Frage heute.

Drei Jahre lang schien es, als ob die Entente in ihrem zwangsläufigen Zusammenhang die sicherste Garantie des europäischen Friedens wäre. Nun hat diese Zwangsläufigkeit das deutsche Problem bis zur Explosionsgefahr verwickelt. Mit Sehnsucht späht man nach neuen Möglichkeiten. Kommen sie von Amerika? Von der Londoner Besprechung? Von der Explosion im Orient? Von der russischen Ernte? Oder von Italien her, wo die Sozialisten

nicht nur in wütenden Straßenkämpfen von den Faschisten niedergeworfen werden, sondern erleben müssen, daß Facta Reuwahlen anordnet. „Faschistwahlen“ werden es sein, Wahlen des ungebrochenen Nationalismus, der seinen andern künftigen Gegner als Frankreich kennt. Ist es schon so weit, daß der Nationalismus die Wendung herbeiführt?

Kommt kein englisches oder italienisches, kommt vor allem kein amerikanisches Beto, so wird vorderhand die Kette der Sanktionen, oder „Retorsionen“, wie Poincaré sich ausdrückt, beginnen und Frankreichs Prestige langsam aber sicher untergraben. Zuerst erfolgt die Ausweisung von 150 Deutschen in Elsaß-Lothringen, sodann die Beschlagnahme deutschen Eigentums in Frankreich, worauf Paris ein Pfandrecht hat. Natürlich fällt dabei die Mark, und das Feuer in Deutschland glimmt rot und röter und Paris täte besser, zu lernen, statt Lloyd George zu schelten, er bluffe mit deutschem Bolschewismus. -kh-

Der Zeitungsverkäufer.

(Ein Nachtbild.)

Durch das Café, voll Dunst und Rauch
Von Cigaretten und pikanten Speisen
Schiebt sich ein Mann, ein armer Gauch,
Seine Zeitungen anzupreisen.
Ein greller Zettel ruft sie aus,
Alle die Tagesensationen:
Die irische Frage im Unterhaus,
Dort die gestohlenen Millionen,
Ein Attentat, ein Zusammenstoß
Von Automobilen und Eisenbahnzügen,
Dort etwas vom großen Theaterlos
Und viele wahre, politische Lügen.
Auch einen Fahrplan hält er feil
Für den Sommer, und dann die neuesten Lose.
Er bietet und bittelt rings, derweil
Die vornehme Welt in nervöser Pose
Lacht und flirtet, spielt und raucht,
Geschminkt die Dämchen und glatt die Laffen.
Selten, daß einer ein Mißblatt braucht,
Um nach dem Sinnlichen zu gaffen.
Sie und da auf den Marmortisch
Klingelt ein Nidel für eine Nummer.
Dann raschelt zusammen der Zeitungswisch
Mit all seinem Krimskrim, mit Lachen und Kummer
Mühsam humpelt der Mann hinaus,
Die Füße wollen ihn kaum mehr tragen.
Er zählt seine Nidel vor dem Haus,
Seit Mittag geht er mit leerem Wagen.
In einer Gasse macht er Halt,
Knarrt über ausgetretene Treppen,
Tappt durch den Flur, vermodert und kalt
Und kann sich endlich zur Türe schleppen.
Die klinkt er auf. Fahlgelbes Licht
Schlägt seinen schläfrigen Augen entgegen.
Doch aus dem trüben Schimmer bricht
Seines Stubenwinkels verborgener Segen.
Hier haust sein Weib, eine Wartefrau,
Die hält ihm das bißchen Dasein zusammen,
Geht in den Alltag bei Tagesgrau
Und holt sich willig Runzeln und Schrammen.
Ihr Feinen dort, kennt ihr das Glück
Dessen, den ihr so oft verachtet?
Vom Winkel dort hinten glänzt es zurück,
Wenn tiefer Schlaf die Beiden umnachtet.
Ihr aber glaubt bei Lust und Licht
Euch zu betören und zu berauschen.
Dort, jene Beiden, die würden nicht
Mit euch, ihr hohlen Menschen, tauschen!

Ernst Dier.